

Jens Arendz · Schattenzeit

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-89969-074-3

Copyright © 2008 by PRINCIPAL Verlag, Münster/Westf.

www.principal.de

Umschlagfoto: Ingo Fuhrmann

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Jens Arenz

Schattenzeit

Kriminalroman



PRINCIPAL VERLAG

Der Autor JENS ARENZ wurde 1965 in Hilden geboren. Mit neun Jahren veröffentlichte er seine ersten Geschichten und Gedichte - im Bücherregal der Familie.

Seitdem hat den Autor die Literatur nicht mehr losgelassen. Er absolvierte in Düsseldorf, Marburg und Granada das Studium der Geschichte, Deutsch und Spanisch.

Heute lebt Jens Arenz in Düsseldorf.

Ein Großteil der Romanhandlung entfaltet sich in Hamburg an realen Schauplätzen: St. Pauli, die Alster, Steilshoop, Blankenese, der Jenisch-Park und die Innenstadt. Dennoch wird man einige Straßen, Plätze und Gebäude vergeblich auf dem Stadtplan suchen. Sie sind der Fiktion entsprungen. Andere wurden mit künstlerischer Freiheit umgestaltet.

Mörder sind leicht einzusehen. Aber dies: den Tod, den ganzen Tod, noch vor dem Leben so sanft zu enthalten und nicht böse zu sein, ist unbeschreiblich.

Rainer Maria Rilke, Duineser Elegien

PROLOG

Längst hatte sich die Dunkelheit über den Park gelegt. Sie war noch warm von der Hitze des Tages, vermischte sich mit der Luft und umkreiste die wenigen Laternen, die den Weg beleuchteten. Wie ein Nachtfalter, dachte sie, wie ein großes, schweres Insekt, das seine Schwingen ausbreitet und die Welt mit Schatten überzieht.

Mit Schatten und mit Angst.

Zuerst hatte sie es nicht bemerkt, war wie immer zwischen den Bäumen hindurch in Richtung des Brunnens spaziert, fern von Unsicherheit oder dem Gedanken, dass es gefährlich sein könnte, sich nachts alleine im Park aufzuhalten, doch dann, nachdem der Weg eine Biegung genommen und sie über die unbeleuchtete Anhöhe geführt hatte, war es ihr bewusst geworden. Sie hatte Angst. Vor der Dunkelheit. Der Stille. Den körperlosen Schatten, die die Bäume über den Weg warfen und nicht zuletzt vor Jonas, dem sie diesen nächtlichen Spaziergang zu verdanken hatte.

Mit Küssen konnte man eine ganze Welt retten. Und eine ganze Welt zerstören.

Von Anfang an hatte Lena gewusst, dass ihre Affäre keine Zukunft besaß, dass ihr Glück nur befristet und von einer Ehefrau geliehen war, deren Unkenntnis sich in jedem Lächeln offenbarte, mit dem sie Jonas nach Dienstreisen begrüßte, die ihn zu keinem anderen Ziel als ihrem Schoß geführt hatten.

Als Lena ihm mitteilte, dass es aus sein würde, hatte er es nicht wahrhaben wollen. Und mehr als das. Er hatte den Verstand verloren. Gedroht, geschrien, als ob Liebe durch Verzweigung zu gewinnen wäre. Die unsichtbare Grenze, vor der eine Trennung ohne Schmerz noch hätte vollzogen werden können, war überschritten worden, ohne dass sie es bemerkt hatte.

Der Weg schlug einen Bogen, mündete danach in eine Abzweigung. Ein leichter Wind kam auf, strich über ihre nackten Schultern und trieb den Staub vor ihren Beinen umher. Es roch nach trockenem Holz und Gras.

Der Flügelschlag eines Vogels riss sie aus den Gedanken. Waren es ihre Schritte gewesen, die das Tier aufgescheucht hatten?

Wieder drehte sie sich um.

Wieder war niemand zu sehen.

Sie war allein, schon die ganze Zeit über, und solange das so blieb,

sagte ihr der Verstand, gab es keinen Grund, der Unruhe nachzugeben, die über sie gekommen war, seitdem sie die beleuchtete Hauptallee des Parks verlassen hatte.

Sie ging weiter, schneller, suchte nach Gedanken, die sie beruhigten. Der Park lag viel zu abgelegen. Selbst für Verrückte und Vergewaltiger. Niemand verirrte sich nachts hierher. Es gab keine Gefahr. Sie war allein. Es gab keine Gefahr.

Als sie das Licht auf sich zukommen sah, war ihr erster Impuls loszulaufen. Es flackerte, war auf den Boden gerichtet und tauchte den Schatten darüber in eine konturlose Schwärze, die sie nicht einschätzen konnte.

So tief wie möglich beugte sie sich in die Büsche hinab. Ein Geräusch näherte sich. Reifen, die über den Boden rollten. Der Radfahrer fuhr so schnell an ihr vorbei, dass sie nicht einmal sein Gesicht erkennen konnte. Sekunden später verschwand das Licht hinter einer Kurve.

Ihre Knie schmerzten. Winzige Steine hatten sich in die Haut gebohrt. Lena stand auf, fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Sie war verschwitzt, glühte wie nach einem Sonnenbrand.

Es wird Zeit, dachte sie, es wird höchste Zeit, dass ich endlich zum Brunnen komme. Dass die Affäre mit Jonas ein Ende findet, bevor auch ich noch den Verstand verliere.

Die Liebe besaß Flügel. Sie kam nicht, um zu bleiben, sondern sie kam, um glücklich zu machen. Für einen Augenblick, für eine Hoffnung vielleicht oder nur für eine Nacht, von der die Erinnerung ein ganzes Leben lang zehren würde. Jonas hatte das nicht begriffen. Er fühlte sich ihr gegenüber zu allen Gefühlen berechtigt und verlangte nach immer größerer Bestätigung und Dauer. Wie kaltes Regenwasser hatten sich seine Küsse letztendlich in ihren Mund ergossen und sie hatte schlucken müssen, um nicht daran zu ersticken.

Der Weg führte eine Talsohle hinab, schlug einen Bogen und mündete danach in eine Abzweigung. Sie musste nicht suchen. Sie kannte den Weg. War ihn oft genug gegangen, wenn sie sich mit Jonas verabredet hatte.

Fast wäre ihr die Katze zwischen die Beine gelaufen. Die Augen funkelten knapp oberhalb des Bodens. Ehe Lena begriff, was es war, huschte das Tier schon an ihr vorbei und verschwand in der Nacht.

Picasso!

Jetzt, da sie die dumpfen Laute der Pfoten hörte, fiel es ihr ein.

Sie hatte völlig vergessen, ihm sein Futter zu geben. Wenn sie wie-

derkäme, würde das Tier wahrscheinlich halb verhungert sein und sie mit derselben Missachtung strafen, mit der es auf die blauen Farbkleckse reagiert hatte, die sie ihm tags zuvor versehentlich beim Malen aufs Fell gespritzt hatte. Vor mehr als zwei Jahren war ihr der Kater zugefallen und bis heute, wenn sie an ihn dachte, löste sein Aussehen immer noch Erstaunen aus. Picasso war ein merkwürdiges Tier. Sein Fell war mit schwarzen und weißen Punkten überzogen, das Ohr grau gestreift und ebenso unförmig wie die Mundwinkel, die so schief in dem kleinen Gesicht hingen, dass jeder Betrachter den Eindruck hatte, Picasso würde ständig lächeln.

Sie konnte sich genau an den Tag erinnern, als sie ihn das erste Mal gesehen hatte. Ein Platzregen war niedergegangen und hatte Bahnen von Wasser gegen die Fenster geworfen. Sofort war sie in den Garten gelaufen, um die Möbel hereinzutragen, aber ein Geräusch hatte sie abrupt innehalten lassen. Ein völlig durchnässtes Fellbündel lag auf dem Rasen. Erst auf den zweiten Blick hatte sie erkennen können, dass es sich um eine Katze handelte. Das Tier hatte sich zum Sterben dort hingelegt. Niemals würde sie diesen Blick vergessen. Er war verzweifelt, von stummer Klage und trug das Schicksal aller Außenseiter in sich, denen die Natur kein Überleben bot. Das Fell war mit blutigen Bisswunden überzogen, ein Ohr fehlte, war offensichtlich abgerissen worden wie ein Teil der Lippen, die in Fetzen von der Schnauze hingen. Selbst später, nachdem sie ihn zum Tierarzt gebracht und sich seiner angenommen hatte, war Picasso mit immer neuen Schrammen oder Wunden aus dem Garten zurückgekehrt, als sei er eine Krankheit, die die anderen Tiere auszumerzen versuchten.

Der Weg gabelte sich. Lena tauchte in eine Allee ein. Nun war es nicht mehr weit. Hinter den Büschen war bereits das Plätschern des Brunnens zu hören. Nur über einen Trampelpfad zu erreichen, lag er völlig versteckt zwischen den Bäumen.

Es drängte sie weiterzugehen, das Treffen mit Jonas so schnell wie möglich hinter sich zu bringen. Doch irgendetwas, an das sie hatte denken wollen, hielt sie zurück.

Als der Wind um ihre Beine strich, fiel es ihr wieder ein. Mit sicherem Griff zog sie aus der Tasche einen Slip. Dann hob sie den Rock und schlüpfte hinein. Das Gefühl war fremd zwischen ihren Beinen.

Die gesamte Brunnenanlage war schon sehr alt. Dichtes Moos wuchs auf den Steinplatten und gab ihnen den Anschein, selbst ein Stück der

Natur zu sein. Oberhalb des Wasserbeckens ragte der Körper eines steinernen Fisches bis zur Rückenflosse aus Felsquadern hervor. Eine Fontäne sprudelte aus seinem Mund und ergoss sich in hohem Bogen in das Becken hinab.

Unschlüssig blieb Lena inmitten der Lichtung stehen.

Es plätscherte. Alles war wie immer. Bis auf ihre Verwunderung.

Wo war Jonas?

Noch nie hatte er sie warten lassen.

Ihre Schritte führten sie zum Brunnenbecken. Der Mond spiegelte sich im Wasser und schwappte zwischen den winzigen Wellen hin und her. Lena tauchte ihre Hände ein. Unterhalb der Wasseroberfläche wirkten die Finger fremd und fahl.

Das Knacken eines Zweiges ließ sie herumfahren. Einen Moment lang glaubte sie, sich verhöhrt zu haben, doch dann knackte es erneut, so hart und laut, dass kein Zweifel blieb.

Sie war nicht allein. Jemand war hier, hinter den Büschen, nur wenige Schritte entfernt. Mücken stiegen aus dem Brunnenbecken empor, dichte Schwärme, angelockt vom Schweiß, den die Angst aus ihren Poren trieb. Sie war beobachtet worden. Die ganze Zeit. Und sie hatte es gewusst.

Wie gebannt starrte Lena in die Dunkelheit. Ihr Körper spannte sich. So gut es ging, versuchte sie sich von den Bäumen fernzuhalten und in der Mitte der Lichtung zu bleiben. Erneut kam ein Windstoß auf. Diesmal stärker als zuvor, viel stärker. Die Äste bewegten sich. Blätter wirbelten durch die Luft. Die Büsche um sie herum zitterten, gerieten ins Wanken und gaben den Blick in dunkle Löcher frei, die sich ebenso rasch wieder schlossen, wie sie sich geöffnet hatten. Es waren nur Sekundenbruchteile gewesen, ein Wimpernschlag, aber die Zeit hatte genügt. Der Schatten hockte hinter dem Baumstamm. Seine Konturen waren unverkennbar. Lena hielt den Atem an. Ihre Finger pressten sich zusammen.

»Jonas? Bist du das? Warum sagst du nichts?«

Ihre Stimme klang so fremd, dass sie selbst davor erschrak.

»Sag mir, dass du das bist! Bitte!«

Als sie das Rascheln hörte, wusste sie, dass sie in der Falle saß. Die Angst lähmte ihren Verstand, trotzdem versuchte sie, sich zu klaren Gedanken zu zwingen. Der Trampelpfad. Er lag nur wenige Meter entfernt. Wenn sie es bis dahin schaffte!

Schritt für Schritt wich sie zurück, schob sich langsam an das Ge-

büsch heran, neben dem sie die Öffnung vermutete. Dann ließ sie ein neuer Gedanke unsicher werden. Was war, wenn sich der Schatten in der Zwischenzeit fortbewegt hatte? Wenn er genau dort am Ausgang auf sie wartete?

Ihre Augen suchten den Baum, hinter dem sie den Schatten zuerst gesehen hatte. Dichtes Unterholz umlagerte den Stamm, machte es unmöglich, irgendetwas zu erkennen. Sie blieb stehen und überlegte. Plötzlich hatte sie das Gefühl, von Mückenstichen durchsetzt zu werden.

Sekunden später durchschlug das Jaulen ihre Gehörgänge wie ein Donnerschlag. Es war schrill, laut und so entsetzlich, dass ihre Zähne vom eigenen Schrei auseinandergerissen wurden. Die Luft begann zu vibrieren, schwoll zu einem einzigen, grauenhaften Wimmern an, das sich mit Gewalt über ihr entlud.

Lena rannte los, stürzte auf den Ausgang zu. Ein Ast ließ sie straukeln, Dornen bohrten sich in ihre Hände, Zweige zerkratzten die Haut, aber sie spürte es nicht. Sie lief und lief, so schnell sie konnte und ohne Ziel. Nur fort von dem Brunnen, dem Schatten und diesem grauenhaften Geschrei, das sie selbst noch aus der Ferne in ihrem Kopf verfolgte. Der Staub wirbelte unter ihren Füßen. Das Herz raste. Sie rannte. Weiter. Schneller. Immer weiter. Erst als sie die kleine Anhöhe erreichte und das Mondlicht hell über die Rasenflächen fiel, wagte sie, sich umzudrehen.

Die Erleichterung ließ sie einen irrsinnigen Moment lang auflachen.

Gott sei Dank!

Sie war allein!

Niemand war ihr gefolgt!

Jetzt erkannte sie auch, wohin sie gelaufen war. Die Panik hatte sie zur Elbseite des Parks getragen. Träge und vom Mondschein überzogen schlängelte sich der Fluss durchs Tal.

Schlagartig musste sie an Jonas denken. Hatte der Schatten hinter dem Baum vielleicht nicht auf sie, sondern auf ihn gewartet?

Die Angst packte sie erneut. Ich muss ihn anrufen, dachte sie, ich muss ihn sprechen, so schnell es geht, ihn fragen, ob alles in Ordnung ist, egal, ob seine Frau den Hörer abnimmt oder nicht.

Nachdem Lena die Anhöhe herabgestiegen war, ließ sie das Elbufer hinter sich und überquerte eine Wiese. Hecken folgten. Sie schritt zwischen ihnen hindurch und erreichte den Hauptweg. Nun war der Boden asphaltiert. Sie fasste Tritt und kam rascher voran. Bis zum Ausgang

war es nicht mehr weit. Kurz vor dem Tor zur Elbchaussee, blieben ihre Beine stehen, so abrupt, dass sie das Gefühl hatte, mit sich selbst zusammenzustößen.

Etwas lag auf dem Boden. Inmitten des Weges. Im fahlen Licht der Laterne war unmöglich auszumachen, was es war.

Ein Tier?

Ein Kind?

Dann stieg ihr der Geruch in die Nase. Er war süß, irritierend süß und abstoßend.

Langsam ging sie auf die Stelle zu, beugte sich herab und streckte die Finger aus. Ein lebloses Fellbündel lag zu ihren Füßen. Der Körper war noch warm. Als sie erkannte, dass es eine Katze war, drehte es ihr den Magen um. Das Fell des Tieres war völlig zerfetzt und blutdurchtränkt. Die Beine schienen gebrochen und standen in unnatürlichem Winkel vom Körper ab. Als sie begriff, war es schon zu spät, den Mund zu schließen. Ein saurer Geschmack mischte sich in ihren Schrei.

Die Mundwinkel der Katze waren nach unten gezogen. Sie lächelte. Trotz der Qualen, die sie durchlitten haben musste. Vorsichtig hob Lena den Kopf des Tieres. Das linke Ohr fehlte. Blaue Farbtupfer sprenkelten am Hals.

Die Welt stürzte in ein Karussell. Der Park begann zu kreisen. Der Weg, die Bäume, sie verzerrten sich zu einer rasenden Schwärze, die sie in die Knie zwang.

Die Katze. Es war Picasso! Guter, lieber Picasso!

Wie betäubt streichelte sie über das Fell des Tieres.

Was war geschehen?

Wie kam er hierher?

Die Erkenntnis traf sie mit brutaler Gewalt. Das Wimmern, die schrillen Laute am Brunnen. Es musste Picasso gewesen sein. Irgendjemand hatte ihn dort zu Tode gequält. Mit Absicht und vor ihr als Zeugin.

Sie hob den Kopf. Die Gestalt hatte sich aus den Bäumen gelöst und stand mitten auf dem Weg. Lena wollte aufspringen, weglaufen, aber der Schock lähmte ihre Beine. Als das Messer auf sie niederfuhr, hob sie nicht einmal den Arm, um ihre Augen zu schützen.

Plötzlich war ihr kalt, furchtbar kalt. Das Karussell drehte sich immer schneller in die Dunkelheit hinein und sie fror.

1.

Die Nacht hing noch in den Straßen, aber am Horizont mischten sich bereits die ersten Lichtstrahlen in die Dunkelheit und deuteten den Beginn der Morgendämmerung an. Ein leichter Wind strich über die Dächer und trug das Gezitscher der Vögel durch die geöffneten Fenster und Balkontüren in das Innere der Häuser, in denen die Luft so abgestanden und verschwitzt war wie die Menschen, die in ihren Betten lagen und sich nach Abkühlung sehnten. Flimmernder Asphalt, glühende Luft und Hitzerekorde. Seit Wochen war Hamburg ein Brutofen, dessen Temperaturen die Bewegungen der Menschen lähmten und in ihren Köpfen die Gedanken schmelzen ließen. Die Stadt stöhnte unter der Last dieses Sommers und noch lauter stöhnte Polizeihauptmeister Hans Krüger, der an seinen Wagen gelehnt missmutig in die heraufziehende Dämmerung blickte.

Er hasste die Nachtschicht und er hasste die Sonne, die ihm am Tag zuvor einen gehörigen Brand auf die Glatze gesenkt hatte, sodass er während der Streife des Öfteren den Kopf aus dem Wagenfenster halten musste, um der geschundenen Haut Abkühlung zu verschaffen.

Die gesamte Nacht war eine Katastrophe gewesen und als ob drei Verkehrsunfälle, eine Massenschlägerei auf der Domwiese und die hysterische Ehefrau, die sie in der letzten Sekunde von der Fensterbank ziehen können, nicht genug gewesen wären, waren ihm nun obendrein die Zigaretten ausgegangen. Nervös fuhr er sich mit der Zunge über die Lippen und kramte in den Hosentaschen. Vergeblich. Sie blieben leer. Wie immer hatte er zu Beginn des Streifendienstes ihre Anzahl kontrolliert. Fünf Stück pro Stunde. Die Notreserve mit eingeschlossen. Dass er jedoch Überstunden würde klopfen müssen, ungerichte, zähe Überstunden, die er der Trägheit anderer verdankte, damit hatte er nicht gerechnet und auch nicht seine Lungen, aus denen er den Teer am liebsten herausgekratzt hätte, um sich neue Glimmstängel zu drehen.

Schlecht gelaunt zog er aus dem Handschuhfach ein Erfrischungstuch hervor und rieb sich damit über den glühenden Kopf. Dann drehte er sich um und winkte einen Wagen vorbei, der direkt vor ihm stehen geblieben war. »Fahr weiter! Es gibt hier nichts zu gaffen!«

In einer Stunde würde der aufkommende Berufsverkehr kaum mehr zu bändigen sein. Abgase und Lärm. Schon jetzt war zu ahnen, welches Frühstück der Vormittag für ihn bereithalten würde.

Der Mensch war einsam. Noch einsamer aber war die Polizei. Seitdem er zu dieser gottverdammten Toreinfahrt gerufen worden war, fragte er sich, wo eigentlich die anderen blieben. Es konnte doch nicht sein, dass es außer ihm und einer Handvoll drittklassiger Mitarbeiter keine weiteren Polizisten auf dieser Welt gab.

Er schaute zur anderen Straßenseite. Dürre Beine in verschlissenen Laufschuhen, dazu ein Hund, dessen Gekläff die gesamte Nachbarschaft aus dem Schlaf riss. Von jeher waren ihm Frühaufsteher und Jogger suspekt gewesen.

Hätte der Mann nicht fünf Minuten später loslaufen können?

Krüger warf ihm einen vernichtenden Blick zu. Der Anruf aus der Zentrale hatte ihn und seinen Kollegen gerade in dem Augenblick erreicht, als sie sich auf den Rückweg zur Wache gemacht hatten. Mord auf der Geschwister-Scholl Straße. Unfall ausgeschlossen. Sofortiger Einsatz und Absicherung des Tatorts. Kurz darauf hatte ihn der Anblick der Toten fast um den Verstand gebracht. Der Mensch war einsam, aber er war nicht blind. Und er hörte nicht auf zu sehen, selbst wenn das Entsetzen ihm die Augen schloss.

Krüger griff in die Westentasche und zog das Diensthandy heraus. Während er die Nummer eingab, fragte er sich, ob vielleicht der wenige Schlaf die Ursache für das frühzeitige Ausfallen seiner Haare sein könnte. Darüber würde er unbedingt einmal mit dem Personalrat sprechen müssen.

Hauptkommissar Lamberti lag ausgestreckt in den Weiten seines völlig zerwühlten Bettes. Die halbe Nacht hatte er sich herumgewälzt, Kissen und Laken strapaziert und schließlich die Bettdecke zu den ausgetrunkenen Wasserflaschen auf den Boden geworfen. An Schlaf war trotzdem nicht zu denken gewesen. Die Hitze klebte in der Luft, an den Wänden, an seinem Körper, dessen massiges Gewicht die Matratze schon vor Jahren ausgehöhlt hatte.

Irgendwann musste er doch eingeschlafen sein, unruhig, von Träumen hin und her geworfen, und nichts ahnend von Krügers Fingern, die bereits das Handy freigeschaltet hatten und ihm mit jeder Nummer, die sie in die Tastatur eingaben, den Schrecken ein kleines Stück näher brachten.

Als das Telefon klingelte, glaubte der Kommissar einen Hammerschlag zu hören. Verwirrt hob er den Kopf, das Bett schwankte und die Zimmerdecke schien über Nacht ein Stück tiefer gehängt worden zu

sein. Blind fasste er nach dem Wecker, schlug auf das Metall, dann fiel ihm ein, dass er ihn überhaupt nicht gestellt hatte, da der erste freie Tag seit vier Wochen auf ihn wartete. Wieder das Hämmern. Jetzt nicht mehr dumpf, sondern schrill und laut wie ein Spielmannszug, der ihm durch den Kopf marschierte. Der Schwindel legte sich, die Zimmerdecke zog sich an ihren normalen Platz zurück. Langsam richtete er sich auf.

Im Arbeitszimmer. Von dort kam der Lärm. Das Telefon klingelte.

Fluchend rollte er sich auf die Seite, kletterte aus dem Bett und wankte durch den Flur bis zum Schreibtisch, auf dem das Telefon zwischen Briefen, Schlüsseln, unbezahlten Rechnungen und Notizen über Besorgungen, die er längst hätte erledigen sollen, schrillte. Mit dem Elan eines Achtzigjährigen nahm er den Hörer ab.

»Hallo?«

»Paul, na endlich! Hier ist Krüger. Seit einer Ewigkeit versuche ich, dich zu erreichen. Warum nimmst du nicht ab?«

»Das fragst du noch?« Lamberti schnaubte, während sein Blick über die Staubschichten wanderte, die den Arbeitstisch erdrückten und sich von dort bis über den Boden erstreckten, auf dem Papierschnipsel, Kopien, eingetrocknete Stifte und alte Zeitschriften jeden Schritt zu einem selbstmörderischen Balanceakt machten. »Heute ist mein freier Tag. Weißt du eigentlich, wie spät es ist?«

»Das brauchst du mir nicht zu sagen. Ich bin nämlich bereits seit Stunden unterwegs und genieße Hamburg bei Nacht von meinem Dienstwagen aus. Im Übrigen rufe ich nicht an, um mich bei dir zum Frühstück einzuladen, sondern weil etwas passiert ist.«

Schweigend blickte Lamberti die Wände entlang, als ob er sie noch nie gesehen hätte. Lithografien und Bilder, zum Teil Originale von A. Paul Weber und Janssen, die er über Jahre zusammengetragen hatte, hingen zwischen Regalen, die bis zur Decke mit Büchern vollgestellt waren.

Irgendetwas in Lambertis Innerem weigerte sich, die Welt dort draußen an sich heranzulassen. Er schwieg und erst als Krügers Stimme immer drängender wurde, rang er den Impuls nieder, den Hörer einfach wieder einzuhängen.

»Was ist denn los?« Das Brummen des Kommissars war kaum zu vernehmen.

»Mord auf der Geschwister-Scholl Straße. Schöner Abschluss für eine Nachtschicht. Beim Anblick des Opfers hätte es mir fast das Nachtessen aus dem Magen gehauen.«

»Ist der Tote schon identifiziert worden?«

»Die Tote. Es handelt sich um eine junge Frau. Mehr kann ich dir zurzeit nicht sagen. Es sind erst wenige Beamte vor Ort. Sie sichern den Fundort der Leiche.«

»Seid ihr sicher, dass es sich um Mord handelt?«

»Ganz sicher. Irrtum ausgeschlossen. Um ehrlich zu sein, ich habe so etwas noch nie gesehen. Am besten kommst du raus und machst dir selbst ein Bild.«

Krüger war ein erfahrener Kollege, den nichts so schnell aus der Bahn warf. Beunruhigt presste Lamberti die Lippen aufeinander und versuchte, sich auf die Routine zu konzentrieren.

»Gibt es Zeugen?«

»Soweit ich weiß nicht.«

»Tatwaffe?«

»Nicht vor Ort.«

»Wer hat die Frau gefunden?«

»Ein Jogger.«

»Wo genau?«

»Nur ein paar Schritte vom Borchers entfernt. Kennst du das Café?«

»Vor Jahren bin ich einmal da gewesen. Es liegt in Eppendorf, nicht wahr?«

»Genau, der Mann wollte von dort zur Alster laufen. Allerdings ist er nur ein paar Meter weit gekommen.«

»Hm.« Der Kommissar überlegte. »Er soll am Tatort bleiben. Ich möchte selbst mit ihm reden.«

»Geht in Ordnung. Ich richte es ihm aus.«

Unter dem Telefon kramte der Kommissar einen Kugelschreiber hervor. Staubflocken kamen ihm entgegen.

»Hast du die Adresse?«

Krüger nannte ihm Straße und Hausnummer. Bevor Lamberti einhängen konnte, meldete sich sein Kollege erneut zu Wort. »Es gibt da noch etwas.«

»Ja?«

»Nach einer harten Nachtschicht macht es mir wenig Spaß, die Kollegen aus den Federn zu klingeln. Das ist nämlich auch gar nicht meine Aufgabe, sondern die von Hansen.«

»Hast du ihn nicht erreicht?«, fragte Lamberti überrascht.

»Nein, hab ich nicht. Das Einzige, was ich erreicht habe, ist ein Nikotinmangel, an dem ich unweigerlich sterben werde.«

Erst jetzt fiel es dem Kommissar auf. Laut Dienstplan wäre es die Aufgabe von Hansen gewesen, als Erster am Tatort zu erscheinen, um die Streife abzulösen und den Beginn der Ermittlungsarbeiten zu organisieren. Offensichtlich hatte sein Kollege entgegen der Dienstvorschriften das Funkgerät nicht eingeschaltet, sodass die ganze Arbeit an Krüger hängen geblieben war.

»Kann es sein, dass Hansen vielleicht krank ist?«

»Er hat sich nicht bei der Zentrale abgemeldet. Wahrscheinlich liegt unser Schwerenöter noch im Bett und ruht sich von seinen nächtlichen Eskapaden aus.«

»Ich werde der Sache nachgehen und dich informieren«, versprach Lamberti, »verlass dich drauf.«

»Schon gut. Ich halte die Stellung, bis du kommst. Bis gleich.«

Der Kommissar hängte ein.

Angst und Gewalt. Dazwischen lag das Leben der Menschen, so schön und einzigartig, dass er trotz seiner mehr als zwanzig Dienstjahre bis heute zusammenzuckte, wenn er zu einem Mord gerufen wurde.

Mit einem Seufzer stemmte Lamberti seine Pfunde aus dem Sessel empor und schleppte sich durch den Flur in die Küche.

Fünfundvierzig Jahre, dachte er, kein Alter für einen Mann und doch wurde er das Gefühl nicht los, dass sich etwas verändert hatte. Dass die Kraftlosigkeit des Alters nach ihm suchte und seinem Körper schon jetzt jene Jahre aufzubürden versuchte, in denen das morgendliche Aufstehen bereits mehr Kraft kostete, als der Schlaf schenkte.

Aus einer Schachtel kramte er die letzte Filtertüte hervor und stellte die Kaffeemaschine an. Ein gurgelndes Geräusch ertönte, dann begann sich das Wasser durch die zermahlenden Bohnen zu quälen.

Das nächste Problem tat sich auf: eine saubere Tasse.

Die Suche endete vor der Spüle, in der sich schmutzige Teller, Besteck und Gläser stapelten. Vorsichtig zog Lamberti eine Tasse daraus hervor, nahm einen Lappen und spülte sie ab. Braune Ränder verschwanden in noch braunerem Wasser. Der Gang zum Kühlschrank führte in eine verlassene Welt. Die meisten Fächer waren leer oder durch Tuben und Verpackungen verstopft, deren Haltbarkeitsdatum hoffnungslos überschritten war. Es roch nach Milch und alter Wurst. Hinter einer Butterdose, in die er seit Wochen nicht mehr hineinzuschauen wagte, zog er zwei in Alufolie mumifizierte Scheiben Käse hervor, deren Rinde er mit einem Messer abtrennte. Nachdem der Kaffee so weit

durchgelaufen war, dass es für eine Tasse reichte, stellte Lamberti die Maschine ab und machte sich auf den Weg ins Badezimmer.

Das Chaos war kaum weniger apokalyptisch als im Rest der Wohnung. Unter der Anspannung pausenloser Ermittlungseinsätze war auch hier die Haushaltsführung zusammengebrochen. Wäscheberge, leere Zahnpastatuben und Rasierklingen hatten sich zu einer unseligen Allianz vereint, die den Gebrauch des Waschbeckens fast unmöglich machte.

Obwohl der Kommissar wusste, dass die Zeit drängte, drehte er den Duschhahn auf und setzte sich mit der Tasse in die Badewanne. Noch war alles unwirklich, ohne Namen und Gesichter, doch nur wenige Kilometer entfernt, wartete eine Hölle aus Leid und Schmerz auf ihn, die sich mit diesen Namen und Gesichtern verbinden würde.

Als er auf die Straße trat, war die Sonne inzwischen aufgegangen. Der Himmel hing wie ein klebriger Milchteppich über der Stadt und vermischte sich mit der Schwüle des Vortages, die sich in der Luft staute. Lamberti seufzte. Übergewichtige Körper waren für solche Temperaturen nicht geschaffen. Wieder würde es heiß werden, der Wind glühend durch die Straßen fegen und ihm den Verstand einäschern. Erst am Vortag war er endlos lang unterwegs gewesen, hatte zwei Ermittlungsgespräche geführt, eine Stunde im Stau gestanden, und dann im Büro kurz vor Dienstschluss festgestellt, dass er seine Diensttasche mit den gesamten Ermittlungsunterlagen ausgerechnet in der Wohnung ihres Hauptverdächtigen hatte stehen lassen. Gott sei Dank war der Mann nicht sonderlich intelligent und hatte außer einem Kugelschreiber nichts daraus entwendet.

Der Weg führte ihn die Straße abwärts. Nur wenige Meter entfernt parkte sein Wagen. Es war ein alter Mercedes, dessen knalliges Grün jede Beschattungsfahrt bereits im Keim erstickte. Vergeblich hatte er vor Jahren im Präsidium dagegen protestiert. Nun war es zu spät. Der Wagen war mittlerweile im ganzen Viertel so bekannt, dass er zuweilen sogar von ehemaligen Klienten, die er in den Knast gebracht hatte, mit Hupzeichen begrüßt wurde. Er öffnete die Tür und legte den Zettel mit der Adresse neben sich auf den Beifahrersitz. Dann kurbelte er das Fenster herunter und startete den Motor.

Wie die wenigen Berufspendler, die ihm entgegenkamen, fuhr auch Lamberti viel zu schnell. Tief in seinem Inneren wurde er plötzlich von einer Eile angetrieben, als ginge es darum, den Mord nicht mehr aufzu-

klären, sondern noch im letzten Augenblick zu verhindern. Dabei wusste er nur zu gut, dass die Fakten längst geschaffen waren. So sehr er sich auch beeilte, das Leben des Opfers würde nicht mehr zu retten sein, wie so viele Leben zuvor, denen er lediglich hinterherlaufen konnte, um ihre Spuren zu sichten und in mühsamer Kleinarbeit neu zusammenzusetzen.

Eine Ampel zwang ihn zum Stillstand.

Schon als Kind hatte er immer zur Polizei gewollt. Damals allerdings mit der naiven Vorstellung eines Detektivs, der Pfeife rauchend die Bösewichte mit messerscharfem Verstand und Lupe ins Kittchen brachte. Davon war er heute weit entfernt. Sein Kopf brummte. Anfangs hatten ihn die Ermittlungsarbeiten kaum angestrengt. Die Erfolge und das Gefühl, die Welt ein kleines Stück zu reparieren, waren ihm Ansporn gewesen und hatten ihm zusätzliche Kräfte verliehen. Seit einigen Jahren war dies anders geworden. Er fühlte sich müde, leer, und die Vorstellung, dass es Menschen gab, die über Jahre hinweg ein unbehelligtes Leben führten, während ihre Opfer in dunklen Gräbern zerfielen und die Angehörigen vor Verzweiflung den Verstand verloren, erfüllte ihn mit Bitterkeit.

Die Ampel sprang auf Grün. Lamberti gab Gas und fädelt sich hinter einem Müllwagen ein, auf dessen Trittstufen zwei Männer in orangefarbenen Arbeitsanzügen mitfahren. Ihre Haare wehten im Fahrtwind und während er sie überholte, unterhielten sie sich, als ob sie an einer Bartheke stünden. Hinter der Christuskirche wurden die Häuser schöner. Schneeweiße Fassaden und breite Bürgersteige, die von Hecken und Vorgärten begrünt wurden, kündeten Eppendorf an.

Das ganze Viertel lag unweit der Alster und zog mit seinen Kanälen und Stadtvillen nicht nur alteingesessene Hanseaten, Beamte und Ärzte an, sondern ebenso Neureiche und ewige Revolutionäre, denen es der verhasste Wohlstand des Systems ermöglicht hatte, die Wohngemeinschaften des Schanzenviertels gegen behagliche Wohnzimmer einzutauschen.

Mit einem kurzen Blick in den Rückspiegel versicherte sich der Kommissar, dass die Fahrbahn frei war, und schlängelte sich an einer Kolonne von Falschparkern vorbei. Dann folgte er der Bismarckstraße bis zum Lehmweg. Häuser, Geschäfte und Vorgärten flogen vorbei. Weit konnte es nicht mehr sein. Lamberti kniff die Augen zusammen und warf einen Blick auf den Zettel mit der Adresse, den er neben sich auf den Beifahrersitz gelegt hatte. Als er den Kopf wieder hob, hörte er

sich selber schreien. Direkt vor ihm war ein Wagen. Er fuhr nicht. Er stand. Mitten auf der Fahrbahn. In der zweiten Reihe. Mit der geballten Kraft seiner 100 Kilo trat der Kommissar auf die Bremse und riss das Lenkrad herum. Um Haaresbreite schoss sein Mercedes an dem Hindernis vorbei. Zitternd blickte er in den Rückspiegel. Ein zweiter Schrei folgte. Diesmal jedoch nicht vor Entsetzen, sondern Wut. Er kannte den Wagen! Und seinen Besitzer! Erst gestern war er von ihm nach Hause gebracht worden.

Lamberti legte den Rückwärtsgang ein und beschleunigte fast genauso schnell, wie er vorwärtsgefahren war. Vor dem Wagen stoppte er und sprang heraus. Gesichtszüge, männlich und markant. Eine Brust, breit wie ein Schrank. Blassblaue Augen und ein Lächeln, das die Grobheit der Haut milderte: Karl-Heinz Hansen war direkt vor ihm. Eine Frau saß auf seinem Schoß. Sie hatte den Kopf nach hinten geworfen und lachte, während sich ihre Arme auf seinen Schultern abstützten. Die Knöpfe ihrer Bluse waren geöffnet. Hansen hing mit dem Gesicht zwischen ihren Brüsten und bewegte sie hin und her. Selbst durch das geschlossene Fenster hindurch war zu vernehmen, wie er vor Anstrengung keuchte.

Ohne zu zögern, klopfte der Kommissar gegen die Scheibe. Sein Kollege fuhr herum, die Stirn mit Schweißperlen bedeckt. Sekundenbruchteile genühten, um sie ihm auf der Haut gefrieren zu lassen. Hastig zog er den Kopf zurück, murmelte etwas zu seiner Begleiterin und bedeckte ihre nackten Brüste mit seiner Dienstweste. Dann kurbelte er das Fenster herunter.

»Morgen, Paul. Was machst du denn hier?«

»Genau das wollte ich dich fragen. Wie ich sehe, bist du schon voll im Einsatz. Ich übrigens auch. Und zwar dienstlich.«

Hansen verstand. Hektisch griff er in die Tasche seiner Weste, schüttelte den Kopf, überlegte, und zog unter dem Hintern der Frau sein Funkgerät hervor. Der rote Knopf unterhalb des Displays blinkte.

»Wie konnte ich das nur übersehen haben? Momentchen, bin gleich so weit.«

Er drückte einige Knöpfe, bis das Gerät piepte. Lamberti unterbrach ihn ungehalten: »Erspar dir das Abhören. Auf der Phonemail dürften wenig schmeichelhafte Kommentare von der Dienstbereitschaft sein. Die verrichtet nämlich gerade deine Arbeit.«

Ein Hupen ertönte. Der Kommissar fluchte. Im letzten Moment war es ihm gelungen, sein Hinterteil einzuziehen.

»Im Übrigen hat mich dein amouröser Einsatz fast das Leben gekostet. Einen besseren Platz zum Vögeln hättest ihr euch nicht aussuchen können. Sex im Halteverbot. Du wärest gut beraten, dein Liebesvehikel so schnell wie möglich aus der zweiten Reihe zu kutschieren. Oder möchtet ihr euren nächsten Höhepunkt im Krankenhaus erleben?«

Hansen blickte zu seiner Begleiterin. In der Zwischenzeit hatte sie sich notdürftig die Bluse zugeknöpft und war von seinem Schoß geklettert. Ihrem Gesichtsausdruck war deutlich genug zu entnehmen, was sie von der Sache hielt.

Lamberti war noch nicht fertig. »Du solltest dir langsam Gedanken darüber machen, was du Kaiser erzählst. Er wird nicht gerade begeistert sein, wenn ihm zu Ohren kommt, wie du hier deinen Dienst schiebst.«

Hansens Arme spannten sich. Trotz seiner annähernd 50 Jahre waren sie muskulös und schlank. »Vielleicht erfährt er es ja gar nicht. Vielleicht war ja nur das Funkgerät kaputt. Oder die Batterie leer. Was denkst du, Paul?«

»Ich denke gar nichts, solange andere dabei sind, deine Arbeit zu erledigen. Nicht weit von hier entfernt liegt die Leiche einer jungen Frau. Das Beste wird sein, wenn wir uns erst mal darum kümmern.«

»Das mit dem Alten kriege ich sicherlich hin«, versprach Hansen. »Seitdem er Polizeipräsident geworden ist, grenzt es an ein Wunder, wenn er sich selbst einmal pünktlich zum Dienst verläuft. Außerdem weißt du doch um seine Schwäche für guten Wein, nicht wahr?«

Lamberti seufzte. Der Dienstleister ihres Chefs hatte seit seiner Beförderung, die mittlerweile Jahre zurücklag, so stark an Elan eingebüßt, dass ihre Arbeit immer häufiger in Bürokratie und Desorganisation versank. Zudem gab es kaum einen Günstling, dessen Verfehlungen der Polizeipräsident nicht für ein gutes Essen oder einen edlen Tropfen zu verzeihen wusste.

»Am besten schlägst du dich selbst mit Kaiser herum«, fügte Lamberti hinzu, »und vor allem sorg dafür, dass dein Wagen jetzt endlich von hier verschwindet.«

»Bin schon unterwegs - und danke.«

»Ich schlage vor, dass du nachkommst, sobald du deine Begleiterin nach Hause gebracht hast. Krüger hat eben angerufen. Mord in der Geschwister-Scholl Straße. Die Leiche soll auf einem Hinterhof liegen. Mehr weiß ich zurzeit auch nicht. Sieht verdammt nach einem Großeinsatz aus.«

»Alles klar. Ich beeile mich.«

Lamberti wandte sich ab und eilte zu seinem Wagen. Im Rückspiegel konnte er sehen, wie Hansen mit der Frau davonbrauste. Ihre Miene verhiess nichts Gutes. Bestimmt würde sich sehr bald herausstellen, wer für seinen Kollegen das größere Problem war. Sie oder Kaiser?

2.

Der Schrecken lag im Verborgenen. Strahlend hell fiel das Sonnenlicht in die Geschwister-Scholl Straße. Vögel kreisten über den Dächern. Ihre Schatten jagten sich wie Kinder, die miteinander spielten.

Langsam fuhr der Kommissar die Häuserzeilen ab und versuchte, sich zu orientieren. Der größte Teil der Straße wurde von Bäumen gesäumt, hinter deren Äste die Fassaden der Altbauten fast verschwanden. Nur hundert Meter entfernt lag das Borchers. Die Stühle und Tische des Cafés waren über Nacht draußen gelassen worden und warteten mit Ketten gesichert auf das Eintreffen der ersten Frühstücksgäste. Gegenüber entdeckte Lamberti vor einem Backsteinhaus zwei Polizeiwagen. Sie waren seitlich am Straßenrand abgestellt. Ein Beamter in Uniform war gerade dabei, die Toreinfahrt zum Hinterhof des Hauses mit einem Band abzusperren. Zwischen den beiden Wagen stand Krüger und telefonierte. Schon von Weitem war die Müdigkeit in seinem Gesicht ablesbar. Als er den Kommissar sah, klemmte er sich das Handy mit der Schulter unter das Ohr und wies ihm einen Parkplatz zu. Lamberti stellte seinen Wagen vor die Absperrung und stieg aus. Vergeblich hatte Krüger versucht, sein Telefonat gegen den Lärm zu schützen.

»Dein Gefährt macht mehr Krach als eine Bauarbeiterkolonne.«

Lamberti reichte ihm die Hand. »Glaub bloß nicht, dass ich mich um den Mercedes gerissen habe. Allein die grüne Farbe ist Grund genug, ihm den TÜV zu entziehen. Wie sieht's aus?«

Krüger verzog das Gesicht. »Die ganze Nacht über waren wir mit halber Besetzung unterwegs. Alleine drei unserer Leute haben sich krankgemeldet. Und das mitten im Hochsommer. Für Verbrechen während Zeiten personeller Unterbesetzung sollten die Richter automatisch zwei Jahre mehr verhängen.«

»Dann könnte das Strafrecht besser gleich angepasst werden. Die Unterbesetzung haben wir nämlich seit Jahren. Hat trotzdem alles mit der Abriegelung der Einfahrt geklappt?«

»Kein Problem. Ich fürchte nur, dass der Berufsverkehr erst jetzt richtig losgeht. Am besten sperren wir die Straße komplett ab, damit unsere Fahrzeuge überhaupt noch durchkommen. Die ersten Gaffer sind auch eingetroffen.«

Er zeigte auf die Einfahrt, vor der sich bereits eine Traube von Menschen versammelt hatte, die versuchten, einen Blick in das Innere des Hofes zu werfen. Der Beamte, den Lamberti zuerst gesehen hatte, war bemüht, die Meute im Zaum zu halten. Es war unschwer zu erkennen, dass Krüger in der Zwischenzeit gute Arbeit geleistet hatte. Das, was eigentlich Hansens Aufgabe gewesen wäre, war von ihm bestens organisiert worden.

Suchend blickte sich Lamberti um. »Wo ist denn der Mann, der die Leiche gefunden hat?«

Krüger deutete mit dem Kopf auf die andere Straßenseite. Ein etwa dreißigjähriger Mann unterhielt sich mit einem Polizisten, der verzweifelt versuchte, mit einem Bleistift dem Redeschwall nachzukommen, der auf ihn niederprasselte. Dazwischen sprang ein Hund herum, der ohne Unterlass bellte.

»Der Kerl ist ein Albtraum. Ich habe mich eben mit ihm unterhalten. Soweit ich aus seinem Geschwafel schlau geworden bin, will er die Tote kurz nach fünf Uhr entdeckt haben. Zuvor hat er das Haus verlassen, um zu joggen.«

Lamberti zog die Augenbrauen hoch. »Um diese Uhrzeit? Und das soll gesund sein?«

»Immerhin so, dass er dabei eine Leiche gefunden hat.«

Der Kommissar schwieg und überlegte, ob er hinübergehen sollte, um sich in das Verhör mit einzuschalten. Die warnenden Worte Krügers und der Hund, der inzwischen dazu übergegangen war, wie verrückt im Kreis umherzuspringen und mit den Pfoten gegen das Knie des Beamten zu schlagen, ließen ihn jedoch schnell von dem Gedanken Abstand nehmen.

»Habt ihr die Tote mittlerweile identifiziert?«, fragte er Krüger.

»Soweit ich weiß nicht. Die Spurensicherung und die Leute von der Rechtsmedizin sind bereits informiert. Sie müssten jeden Augenblick erscheinen.«

Lamberti nickte. »Gibt es sonst irgendetwas, was ich wissen muss?«

Krüger hob den Kopf und schaute dem Kommissar in die Augen. »Ich hoffe, du hast heute Morgen nicht gefrühstückt.«

»So schlimm?«

»Ich fürchte ja. Einer der beiden Kollegen im Innenhof hat es sich nicht nehmen lassen, schnell etwas zu essen, bevor er gekommen ist. Ich muss unbedingt daran denken der Spurensuche mitzuteilen, dass das Erbrochene nicht von der Leiche stammt.«

Lamberti näherte sich den Schaulustigen, die sich um das Absperrband versammelt hatten. Einige reckten die Hälse, um bis in das Innere des Hofes blicken zu können. Andere hingen an den Fenstern und kommunizierten mit den Gaffern auf der Straße in Zeichensprache. Offensichtlich kannten sich die Menschen in dieser Gegend. Eine ältere Dame schien sich auf eine längere Veranstaltung eingerichtet zu haben. Unter ihren Ellbogen ragten Sofakissen hervor, die sie über die Kante der Brüstung geschoben hatte, um es sich bequemer zu machen. Der Kommissar trat aus dem hellen Licht in den Schatten der Toreinfahrt. Das metallene Sperrgitter war weit geöffnet. Jetzt war er hellwach und konzentriert. Die ersten Minuten waren die entscheidenden. Es ging nicht nur darum, sich jedes Detail genau einzuprägen und den Fundort der Leiche wie einen Raum zu durchmessen, in dem der Täter noch präsent war, sondern auch ein Gefühl für ihn zu entwickeln, eine erste Beziehung zu seinen Motiven herzustellen.

Lamberti folgte der Mauer, die in den Hof hineinführte. Die meisten der umliegenden Gebäude wirkten, als ob sich Architekten verschiedener Jahrhunderte an ihnen versucht hätten. Düstere Backsteinbauten drängten sich neben Jugendstilhäusern und schlichten Betonwürfeln, die nach dem Krieg errichtet worden waren. Alles wirkte planlos und zusammengeflickt. Links der Einfahrt reihte sich ein gutes Dutzend Garagen aneinander. Daneben zeugten Holzstühle und ein Tisch, auf dem sich leere Weinflaschen stapelten, von einer lebendigen Hinterhofromantik, die wahrscheinlich nicht von allen Anwohnern mit Freuden geteilt wurde.

Der Kommissar ging weiter die Mauer entlang. Fast alle Fenster waren gekippt. Ein Wecker piepte. Wasser rauschte. Von irgendwoher erklang Musik. Dann waren Stimmen zu vernehmen. Jemand fluchte. Sein Blick schweifte durch den Hof. In der hinteren Ecke, zum Teil durch hohe Platanen verdeckt, entdeckte er drei Müllcontainer aus Metall. Ihre Schiebetüren waren geschlossen. Davor standen zwei Beamte, die ihn neugierig musterten.

Wo war die Leiche?

Irritiert drehte sich der Kommissar um. Einer der Beamten schien

seine Gedanken zu erraten und winkte ihn heran. Mit dem Kopf deutete er auf den mittleren Container.

Lamberti legte die Stirn in Falten. »Wollen Sie sagen, dass die Tote hier in diesem Container liegt? Mitten im Müll?«

Der Mann nickte. Offenbar hatte es ihm die Sprache verschlagen. Sein Gesicht wirkte bleich und krank. Mit unnatürlicher Langsamkeit streckte er den Arm nach unten und zeigte auf den Boden. Direkt vor Lamberti breitete sich eine riesige Blutlache aus. Das Licht der aufgehenden Sonne badete bereits ihre Strahlen darin.

Der Kommissar zögerte. Dann zog er an dem metallenen Griff des Containers. Er war kühl und glatt. Wie zum Schutz schloss er reflexartig seine Augen. Als Lamberti sie wieder öffnete, ließ ihn der Anblick zurückprallen. Es war das Schlimmste, was er je gesehen hatte.

Direkt vor ihm lag ein Körper, eingeklemt und halb mit Müll bedeckt. Einwegflaschen, Joghurtbecher, Papier und Plastikbehälter lagen um ihn herum verstreut. Einzelne Müllsäcke waren aufgeplatzt, andere durchgeweicht. Braune Flüssigkeit hatte sich aus ihnen ergossen und schmutzige Lachen gebildet, in denen es von Maden wimmelte. Fliegen stiegen auf. Schwärme von dunklen, grünen Fliegen.

Es war die Leiche einer Frau. Sie war nackt und ihr Körper übersät von Schnittwunden und Messerstichen, die die Haut völlig zerfetzt hatten. Lamberti beugte den Kopf tiefer herab. Der Gestank traf ihn wie ein Schock. Heiße, faulige Luft stieg ihm in die Nase und ließ ihn würgen. Er taumelte, sah für Sekundenbruchteile nur eine große, schwarze Dunkelheit vor seinen Augen. Erneut beugte er sich über den Rand. Er war klebrig und scheuerte gegen die Haut.

Die Frau lag zusammengekauert, mit angewinkelten Beinen zur Seite gerollt, als ob sie gefroren und sich dann mit dem Müll hätte zudecken wollen. Ihre Arme befanden sich auf der Höhe des Oberkörpers und waren zentimetertief in Plastiktüten, Müllsäcken und Kartons vergraben. Auch der Kopf war zur Seite geneigt. Lange, honigfarbene Haare fielen in dichten Locken über die Stirn. Ihre Spitzen waren blutverklebt und breiteten sich unter dem Gesicht wie ein Kissen aus.

Regungslos starrte Lamberti in den Container.

Wie alt mochte die Frau gewesen sein?

Er schätzte sie auf höchstens dreißig Jahre und selbst jetzt noch schimmerte auf ihren Wangen ein rosiger Glanz, als habe sie sich nicht vom Leben trennen können. Etwas Bittendes und Unschuldiges ging von ihr aus, und einen Moment lang verspürte er den Wunsch, sie in

den Arm zu nehmen, sie zu trösten und sich für das zu entschuldigen, was man ihr angetan hatte.

Er schloss den Container. Aschfahl und mit uraltem Gesicht.

Aus einem Fenster drangen Stimmen. Die Musik spielte weiterhin. Von der Straße ertönte Hupen und lautes Türenschnallen. Lambertis Blick wanderte den Innenhof entlang.

Das Gesicht der Toten hing wie ein transparenter Vorhang vor seinen Augen, hinter dem die Welt nur dumpf und verschwommen sichtbar wurde. Die Konturen eines jungen Mannes traten in sein Sichtfeld und schoben den Vorhang beiseite. Er schien besorgt zu sein und zeigte von seinem Balkon herab auf den Boden. Der Kommissar neigte den Kopf. Die Ränder seiner Schuhe waren verschmiert. Er stand inmitten der Blutlache.

Der Verkehrslärm hatte stetig zugenommen. Ein Korso ungeduldiger Autos zwängte sich zwischen den abgestellten Fahrzeugen hindurch und verstopfte die Straße. Inmitten des Chaos stand Krüger. Ein Titan, der sich bemühte, Ordnung zu schaffen.

Der Kommissar saß auf einer Treppenstufe. Das Taschentuch, mit dem er sich die Schuhe abgewischt hatte, war rot verfarbt.

»Hallo Paul.« Hartmut Thomson kam auf ihn zu. Trotz seiner wie immer elegant zur Seite gekämmten Haare und der Bräune, die seiner Haut eine Jugendlichkeit verlieh, die dem Alter von vierzig Jahren kaum entsprach, wirkte auch er müde und abgespant. Seiner besorgten Miene war zu entnehmen, welchen Eindruck der Kommissar auf ihn machte. »Ist alles klar mit dir?«

»Mit mir ja«, Lamberti stand auf und deutete in die Richtung der Hofeinfahrt, »allerdings nicht mit dem, was wir hier zu sehen bekommen. Bist du schon einmal in einer Metzgerei gewesen?«

Thomson war sein engster Mitarbeiter und vielleicht bester Freund. Über all die Jahre hinweg hatte er ihn zuverlässig und mit einer Gelassenheit begleitet, die im gesamten Präsidium auf viel Anerkennung und Sympathie stieß. Als Lamberti vor mehr als zehn Jahren zum Hauptkommissar befördert wurde, hatte er keinen Augenblick gezögert dafür zu sorgen, dass Thomson zu ihm in die Mordkommission wechselte. Seine Anwesenheit tat ihm gut, verbreitete Zuversicht und vertrieb die Mutlosigkeit, mit der seine Gruppe häufig zu kämpfen hatte. In knappen Sätzen berichtete er ihm, was bislang geschehen war.

»Wisst ihr inzwischen, wer die Tote ist?«, fragte Thomson zurück.

Lamberti zuckte mit den Schultern. »Nein, bislang haben wir keine Anhaltspunkte. Es wird notwendig sein, so schnell wie möglich die laufenden Vermisstenanzeigen durchzusehen. Möglicherweise liegt dort bereits eine Meldung vor.«

»Ich werde die Anfrage gleich weitergeben«, versprach Thomson. »Und der Fundort der Leiche? Ist er mit dem Tatort identisch?«

»Sieht nicht so aus. Es ist kaum vorstellbar, dass der Mörder sein Opfer dazu bewegt hat, freiwillig in den Container zu steigen. Außerdem breitet sich direkt davor eine Blutlache aus. Alles spricht dafür, dass der Mörder sein Opfer an dieser Stelle abgelegt und es anschließend in den Container gehoben hat.«

Thomson zündete sich eine Zigarette an und schaute den Qualmwolken hinterher, die sich in der Morgenluft verflüchtigten.

»Hast du schon eine Idee?«

»Schwer zu sagen. Warum macht sich jemand die Mühe, nachts auf einen Innenhof zu schleichen, um einen Menschen in einem Müllcontainer verschwinden zu lassen? Fast der gesamte Hof ist von den umliegenden Fenstern einsehbar. Der Täter ist damit ein hohes Entdeckungsrisiko eingegangen. Trotzdem hat er es in Kauf genommen. Wir müssen uns deshalb fragen, was ihm daran so wichtig gewesen ist.«

»Vielleicht gibt es eine ganz einfache Erklärung«, wandte Thomson ein. »Der Mörder bringt sein Opfer um. Wir wissen bisher nicht, wann und wo. Er lädt es in den Kofferraum seines Wagens und fährt an den Innenhof heran. Zuvor hatte er ausgekundschaftet, dass das Tor geöffnet ist. Womöglich gibt es einen Schleichweg, im Schatten oder an einer Mauer entlang, der von den Fenstern weniger einsehbar ist. Wer sollte zudem zu so später Stunde hinausblicken? Nehmen wir an, dass alles sehr schnell gegangen ist. Der Mörder hat sein Opfer, wie du gesagt hast, vor dem Container abgelegt und den Deckel geöffnet. Den Rest erledigt die Müllabfuhr. Die Leiche wird sozusagen von ihr entsorgt und verschwindet für immer.«

Lamberti schaute ihn skeptisch an. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass es so simpel ist, sich über die Müllabfuhr einer Leiche zu entledigen. Selbst wenn die Container heute Morgen hätten entleert werden sollen, was wir überprüfen müssen, setzt deine Theorie voraus, dass niemand mehr zuvor in sie hineingeschaut hätte. Und genau das ist geschehen. Weißt du, was mir in den Sinn gekommen ist, als ich hier eben allein auf der Treppe gesessen habe?«

»Nein.«

»Vielleicht hat es dem Täter überhaupt nicht gereicht, nur zu töten. Anscheinend will er uns zeigen, dass er die junge Frau als wertlos erachtet und noch viel schlimmer, dass sie für ihn nichts anderes als Abfall ist, ein Haufen Dreck, Müll, der deshalb in einen entsprechenden Container gehört. Es wäre nicht das erste Mal, dass der Fundort einer Leiche inszeniert worden wäre.«

Thomson überlegte. »Das würde bedeuten, dass wir jemanden suchen, der das Opfer ziemlich gut gekannt haben muss. Sogar mehr als das. Der es wie die Pest gehasst hat.«

Lamberti nickte düster und schaute zur Einfahrt des Hofes. Neugierde und Sensationslust hatten sich in der Zwischenzeit zu einer unübersehbaren Schar von Schaulustigen gepaart, die durch ihre Anwesenheit immer weitere Passanten anzogen und die Wachleute mit Fragen bombardierten. Auch die ersten Schulkinder waren eingetroffen und prügeln sich um die besten Plätze. An diesem Morgen würden einige Stühle in den Klassenzimmern leer bleiben. Innerhalb des Pulks war plötzlich lautstarkes Fluchen zu vernehmen. Einzelne Kinder, die bereits unter der Absperrung hindurchgeschlüpft waren, sprangen ängstlich zurück und drängten nach hinten. Karl-Heinz Hansen trat aus der Menge heraus. Sein Gesicht glühte vor Ärger. Mit wenigen Schritten hatte er Thomson und den Kommissar erreicht.

»Ich frage mich, ob die kleinen Gaffer in der Schule eigentlich genauso gut aufpassen wie hier. Wahrscheinlich sind die meisten von ihnen nicht einmal in der Lage, ihren Namen richtig zu buchstabieren.«

»Wenn du so besorgt um die geistige Gesundheit unserer Jugend bist«, unterbrach ihn Thomson, »hättest du ja schon vor einer Stunde damit anfangen können, die Einfahrt abzusperren. Warum kommst du erst jetzt?«

»Stress, mein Junge, Stress. Was glaubst du, was in den letzten Tagen bei mir los war? Telefonate, Aktenordner, Protokolle. Die Hütte brennt wie ein Weihnachtsbaum. Ihr müsst endlich lernen, einmal ohne einen Karl-Heinz Hansen auszukommen.«

Bevor Thomson etwas erwidern konnte, fuhr der Kommissar dazwischen. »Wir haben keine Zeit für Diskussionen. Erzähl lieber, ob du inzwischen unsere Gruppe zusammengetrommelt hast? Wir brauchen jeden Mann.«

»Von Trommeln kann kaum die Rede sein. Bei Gabriele hat niemand abgenommen. Weder zu Hause noch im Büro. Auch Funken ist ein Totalausfall. Liegt unter seiner Bettdecke und dampft wie ein Tee-

kessel. Grippaler Infekt. Wenn wir Tipps brauchen, sollen wir uns bei ihm melden.«

»Tipps von Funken?« Auf Thomsons Gesicht zeichnete sich ein Grinsen ab. »Wie hoch, sagst du, soll sein Fieber sein?«

»Was ist mit Krause?«, fragte der Kommissar ungeduldig dazwischen.

»Bei ihm habe ich zumindest Hoffnung.«

»Hoffnung? Was soll das heißen?«

»Seine Frau hat mir am Telefon gesagt, dass er die halbe Nacht auf der Toilette verbracht hat. Probleme mit dem Auspuff, falls ihr versteht, was ich meine. Ich habe ihm ausrichten lassen, dass er unbedingt herkommen soll. Wenn es sein muss, in Pampers.«

Lamberti verdrehte die Augen. Er warf ihm einen missbilligenden Blick zu und ging dazu über, ihr Vorgehen einzuteilen. Hansen würde gemeinsam mit einem Beamten durch die anliegenden Häuser gehen und sich bei den Bewohnern erkundigen, ob irgendjemand etwas Verdächtiges während der letzten Nacht beobachtet hätte. Zuvor sollte er auf seinem Laptop einen Aufruf der Polizei zur Mitarbeit erstellen und ihn in die Hausflure hängen. Thomson würde sich währenddessen um die Journalisten kümmern. Die ersten waren bereits eingetroffen und versuchten, die Absperrung zu überwinden, um Fotos in den Hof hineinzuschließen.

»Ich wäre dir dankbar«, schärfte Lamberti ihm ein, »wenn du dafür sorgen würdest, dass mich morgen früh nicht schon wieder mein eigenes Gesicht aus der Frühstückszeitung ansieht. Der Schrecken vom letzten Mal sitzt mir noch in den Gliedern.«

»Kein Problem. Ich werde ihnen wie üblich einen kleinen Brocken zum Fressen hinwerfen und auf die Pressekonferenz verweisen. Am frühen Abend, nicht wahr?«

»Genau.« Dankbar beobachtete Lamberti, wie sich sein Kollege der Meute näherte. Nach einem kurzen Telefonat mit dem Staatsanwalt beschloss er, in den Innenhof zurückzukehren, um sich mit dem Pathologen zu unterhalten. Es war anzunehmen, dass er mit der ersten Untersuchung der Leiche bald fertig sein würde.

Der Deckel des Containers ragte wie ein aufgerissenes Maul nach oben. An seiner Vorderkante war eine Leiter angelehnt worden, über die der Arzt in das Innere geklettert war.

Keine schöne Arbeit, dachte Lamberti. Die Leute von der Spurensi-

cherung würden einiges zu tun haben. Jedes Stück Müll musste einzeln verpackt, abtransportiert und im Labor auf mögliche Spuren des Täters untersucht werden. Von der Fischgräte bis zur vollgeschissenen Kinderwindel. Einfach alles.

Aus der Entfernung beobachtete der Kommissar, wie sich der Kopf des Arztes oberhalb der Metallkante hin und her bewegte. Offenbar kniete er neben der Leiche. Es war Alexander Vasiliev. Lamberti kannte ihn gut. Vor mehr als 20 Jahren war er aus Russland eingewandert und trug bis heute dieselbe, altmodische Brille wie damals. Beide Männer kannten sich seit vielen Jahren, und ohne sich jemals privat getroffen zu haben, verband sie eine unausgesprochene Freundschaft. Als der Pathologe Lamberti sah, stieg er aus dem Container und streifte sich Mundschutz und Handschuhe ab.

»Guten Morgen, Paul. Der Tod wird niemals müde, uns zusammenzuführen. Trotzdem freue ich mich, dich zu sehen.«

»Ich freue mich auch.«

Sie schüttelten sich die Hand. Lamberti war froh, dass gerade Alexander es war, der die Leiche untersuchte. Vielleicht deshalb, weil die Anwesenheit des Arztes der kalten Szenerie ein Stück seiner Anonymität raubte. Kurz erkundigte er sich nach Alexanders Sohn. Sein Ältester hatte nach einem Verkehrsunfall über ein Jahr lang im Krankenhaus gelegen und die Familie in Sorge gehalten. Jetzt war er auf dem Weg der Besserung. Der Kommissar war froh, die Nachricht zu hören. Er hatte den Jungen während eines Schulpraktikums kennengelernt, das er auf seine Vermittlung hin bei der Polizei verrichtet hatte.

Nun blickte der Arzt auf seinen Bauch, so, wie er es häufig tat. »Was macht dein Kreislauf? Ich sehe, dass du immer noch viel zu klein für dein Gewicht bist. Entweder du wächst einen halben Meter oder du solltest endlich mal darüber nachdenken, ein paar Kilo abzunehmen.«

Lamberti winkte ab. »Bei meinem Stress?«

»Genau deshalb. Obwohl ich weiß, dass du ein hoffnungsloser Fall an Unvernunft bist, werde ich nicht aufhören, dich zu warnen. Was soll nur aus dir werden, wenn demnächst der Altersstarrsinn dazukommt?«

Beide lachten. Es war dem Kommissar ein Rätsel, wie Alexander so nahe am Abgrund des Todes arbeiten konnte, ohne seinen Humor zu verlieren. Dennoch wurden auch seine Augen ernst.

»Der Zustand der Leiche ist nicht besonders erfreulich. Der Mörder muss in seinem Opfer regelrecht gewütet haben.«

»Es ist schrecklich, ja«, pflichtete Lamberti ihm bei. »Kannst du schon sagen, seit wann die Frau in dem Container liegt?«

»Ich bin mir nicht hundertprozentig sicher, aber die Gerinnung des Blutes lässt darauf schließen, dass der Tod zwischen zwei und vier Uhr morgens eingetreten sein müsste.«

»Das würde heißen«, folgerte Lamberti, »dass die Frau höchstens drei Stunden tot in dem Container gelegen haben kann, bis der Jogger sie um kurz nach fünf Uhr gefunden hat.«

»Nicht unbedingt.« Die Falten auf Alexanders Stirn verhärteten sich. Er reichte Lamberti einen Mundschutz. »Komm mit. Ich muss dir etwas zeigen.«

Seitlich der Metallkante hatte Alexander eine Lampe angebracht, die das Innere des Containers hell ausleuchtete. Obwohl der Kommissar diesmal wusste, was auf ihn zukommen würde, war sein Hals wie zugeschnürt. Der ganze Container war mit Blut verschmiert, der Müll zerwühlt, als ob man ihn von unten nach oben gekehrt hätte. Dazwischen lag die junge Frau.

Als sich der Arzt neben Lamberti stellte, klang seine Stimme tonlos und leer. »Was ich dir zeigen wollte: Siehst du den Kopf?«

»Ja.«

»Lass den Blick herunterwandern.«

»An dem Müllsack vorbei?«

»Genau.«

»Und jetzt?«

»Die Beine. Schau sie dir an.«

»Großer Gott!« Lamberti stockte. »Was um alles in der Welt ist damit geschehen?«

Die Stimme des Arztes war nur noch ein Flüstern. »Alleine an den Beinen habe ich mindestens zwei Dutzend Messerstiche gezählt. Die Arme sehen kaum besser aus. Ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll, aber der Mörder hat sie regelrecht zersäbelt.«

Der Kommissar zog den Kopf zurück, doch Alexander drückte ihn wieder nach vorne. »Das ist längst nicht alles. Schau dir den Oberkörper an. Es ist unglaublich.«

Lamberti blinzelte in das starke Licht der Lampe hinein. Der Arzt machte ihm Angst. »Ich verstehe nicht. Was willst du mir zeigen?«

»Wenn du genau hinsiehst, wirst du erkennen, dass zwar auch der Oberkörper mit Blut verschmiert ist, das Herz und der Lungenbereich sind jedoch völlig unverletzt geblieben. Wie es aussieht, hat der Mörder versucht, diese Stellen bewusst zu verschonen.«

»Soll das bedeuten, dass er die junge Frau überhaupt nicht umbringen wollte?«

»Nein.« Alexander holte tief Luft. »Ich habe mir die Stichverletzungen genau angesehen. Keine ist sehr tief und isoliert für sich alleine betrachtet tödlich. Dafür kann es nur eine Erklärung geben: Es hat dem Mörder nicht genügt, sein Opfer umzubringen. Er hat die Frau zu Tode gequält. Er hat seine Stiche so gesetzt, dass sie so langsam wie möglich gestorben ist.«

Der Kommissar brauchte einen Moment, um zu begreifen, was der Arzt ihm erzählte. »Also ist sie verblutet?«

»Genau. Der Mörder hat sie einfach leerlaufen lassen. Genauso wie es die Japaner bei ihren Menschenversuchen im Zweiten Weltkrieg praktiziert haben. Die Opfer wurden aufgeschnitten und bluteten solange, bis sie starben. Das war alles. Fertig. Diese Verbrechen sind übrigens nie gesühnt worden.«

Lamberti wusste nicht, was er auf die letzte Bemerkung Alexanders entgegnen sollte und schwieg. Offenbar dachte der Arzt über das Einzelschicksal des Opfers hinaus in viel größeren ethischen Zusammenhängen als er selbst. Der Glaube an Menschlichkeit und Recht schien in ihm bereits vor Jahren an der Realität zerbrochen zu sein. Nach einer kurzen Pause, in der beide Männer wortlos in den Container geblickt hatten, nahm der Kommissar das Gespräch wieder auf.

»Was kannst du mir über den Tatort sagen? Ist die Frau hier umgebracht worden?«

Der Pathologe schüttelte den Kopf. »Mit Sicherheit nicht. Der Müll ist zwar voller Blut, Stichverletzungen aber wie diejenigen, die dem Opfer zugefügt worden sind, verursachen Blutungen, die wesentlich stärker sind als das, was wir hier vor uns sehen. Es ist deshalb davon auszugehen, dass die junge Frau an einem anderen Ort überfallen und anschließend hierher transportiert worden ist. Ihr Körper weist am Rücken Hautabschürfungen auf. Sie wurde hochgehoben, dann über die Kante des Containers in das Innere hinabgelassen. Dafür braucht man übrigens sehr viel Kraft, auch wenn das Opfer ausgesprochen schlank ist und kaum mehr als 50 Kilo gewogen haben dürfte.«

»Ist sie vergewaltigt worden?«

»Höchstwahrscheinlich nicht, obwohl ich das mit Sicherheit erst nach der pathologischen Untersuchung im Institut ausschließen kann. Es gibt da allerdings eine andere Sache, die beunruhigend ist.«

Er löste die Lampe aus ihrer Halterung und fokussierte den Licht-

strahl auf einen zerplatzten Müllsack, unter dem die rechte Hand des Opfers herausragte.

»Die Fingernägel sind an einzelnen Stellen eingerissen.«

»Was hat das zu bedeuten?«, fragte Lamberti.

»Ich kann es mir nur so erklären, dass das Opfer mit den Händen gegen das Metall geschlagen hat. Demzufolge hat der Mörder keine Leiche in den Container geworfen, sondern eine Schwerverletzte. Wahrscheinlich war die Frau ohnmächtig und ist später noch einmal aufgewacht.«

Die Worte des Arztes sprengten Lambertis Vorstellungsvermögen. Mit beiden Händen umklammerte er den Containergriff.

»Hat sie gewusst, was mit ihr passierte? Dass sie starb?«

Alexander zögerte mit der Antwort. »Wir müssen wohl davon ausgehen. Nach der Art der Verletzungen zu urteilen, kann sie noch eine ganze Weile gelebt haben.«

Ein Klicken ertönte. Der Arzt hatte das Licht ausgeschaltet und zog sich den Mundschutz vom Gesicht. Lamberti tat es ihm nach. Hinter der riesigen Brille war die Erschütterung in den Augen seines Freundes unübersehbar.

»Wer tut so etwas, Paul? Sag mir, warum Menschen dazu fähig sind. Ich verstehe es nicht.«

Der Kommissar schüttelte den Kopf, unfähig, die Frage zu beantworten. »Ich werde mein Bestes geben, um es herauszufinden.«

Alexander nickte. Dann klopfte er dem Kommissar auf die Schulter und kletterte wieder mit schwerfälligen Bewegungen in den Container zurück. Seine gemurmelten Worte klangen fast wie eine Bitte. »Viel Glück.«

